



Vater

Vater

Schon das Klingeln war verkehrt. Keiner rief mich auf dem Handy an. Auf dem Handy anrufen, wer macht das schon. Die Leute, die ich kannte, nicht. Was war so wichtig, das man wirklich sofort jemandem mitteilen musste? Was war es wert, sich ein paar Minuten mit einer genauso gelangweilten Existenz zu beschäftigen, statt einfach kurz zu schreiben und zu warten, bis es der andere bald liest oder nicht? Irgendwie nichts. Doch er rief an. Natürlich rief er an, jemand wie ihn ließ man nicht warten. Ich weiß noch nicht mal, woher er meine verdammte Nummer hatte. Es klingelte und ich wusste, dass irgendetwas faul war, trotzdem nahm ich ab.

„Ich sterbe“, sagte mein Vater. „Komm.“

Ich hätte am liebsten geheult. Nicht weil er sterben würde, da war ich mir sicher. Weil er mich anrief, nach acht Jahren, einfach so, als wäre das das normalste, was man macht, ohne ein Wort der Erklärung. Weil ich dran ging, obwohl ich wusste, womit ich zu rechnen hatte, worauf ich mich einließ. Ich bekam es irgendwie hin, nicht auszurasen und fragte nach. Die Lunge, sagte er. Er kriege keine Luft und bald ersticke er. Ob er den Notarzt gerufen habe, fragte ich. Nein, er habe mich gerufen.

Acht Jahre.

Ich weiß nicht mehr, wann ich es schaffte, aufzulegen. Jedenfalls ließ ich ihm nicht die Gelegenheit, mich einzufangen mit seinem kranken Gerede, mir ein schlechtes Gewissen zu machen, womöglich noch auf sie zu sprechen zu kommen. Nein. Ich hoffte, er würde endlich sterben und zwar allein, oder nein, besser. Es war mir egal. Sein Leben, seine letzten Stunden waren mir egal. Kurz bevor ich einschlief, glaubte ich sogar fast daran.

Ich verteidige mich nicht. Ich hatte keine klare Vorstellung davon, was ich wirklich wollte. Vielleicht war es ein Impuls unbewusster Loyalität oder die Konsequenz eines dieser ironischen Zwänge, die in den Gegebenheiten der menschlichen Existenz lauern. Ich weiß es nicht. Ich kann es nicht sagen. Aber ich ging hin.

Ich hatte keine Schlüssel mehr, und wusste, ich würde klingeln müssen. Das gefiel mir nicht. Mich ihm so auszuliefern, ihm unvorbereitet gegenüber zu treten. Er wie ein König in seiner Tür stehend, ich wie ein Hund, der vor dem Unwetter flieht und um Einlass winselt. Fast schon erwartete ich ihn mit dem Gürtel in der Hand am Treppenabsatz stehend. Keine Miene verzog er in meiner Phantasie. Nur den Hass kannte ich noch. Derselbe seit Jahren, nicht aus seinen Augen gewichen, seit ich gegangen war.

Ich war überrascht, als ich unsere alten Treppen hinaufgestiegen war und sah, dass die Tür offen stand. Hinterhalt, riefen meine großen Brüder. Deine Chance, rief der Überlebende.

Ich schob die Tür lautlos auf. Noch bevor ich mir meinen Vorteil genauer ausgestalten musste, sah ich ihn im Spiegel. Der paranoide Wahnsinnige hatte ihn so in den Flur gehängt, dass er die Tür stets vom Wohnzimmer aus im Blick hatte. Oder war es Teil seiner Vorbereitung, stundenlang auf die angelehnte Tür zu starren, unbeweglich wie ein steinerner Wächter? Mit jeder Minute den Hass wachsen zu lassen, ihn in alle Teile des Körpers und der Wohnung kriechen zu lassen? Bis jedes Staubkorn, jeder Lichtstrahl, die ganze Luft voll war von Abscheu gegen mich, um dann gemeinsam zum letzten großen Schlag anzusetzen?

Er war nicht groß. Dort saß ein kleiner Mann, ein alter Mann. Ein grauer, zerknitterter Mann in dreckiger Kleidung. Der Mächtige war weg. Es war ein sich totsaufender Mann.

„So stirbst du?“

Er nickte.

Sein Ausdruck war immer noch ohne Regung, doch ich hatte mein Leben lang in diesen ungeschriebenen



Vater

Zeilen gelesen und war geübt. Ich konnte keinen Hass lesen. Das Blau seiner Augen schrieb etwas anderes, doch ich kannte es nicht.

Um mich nicht in diesem Rätsel zu verzetteln, ging ich zu einem Regal und sah mir irgendwelche Dinge an. Verstaubende Bücher, deren Rücken ich tausende Male gelesen hatte, ohne sie jemals herauszunehmen und zu durchblättern. Hässliche Vasen und nichtssagende Kunstfiguren. Alles noch von Mama, er hätte sich nie für so etwas interessiert.

„Ich vermisse sie.“

In mir gefror alles. Natürlich, nur darum ging es. Ich blieb einfach regungslos stehen, mit dem Rücken zu ihm. Aus Angst, ihn wieder zu sehen, wie er wirklich war? Jetzt, da er seine viel zu nachlässig gemalte Maske endlich abgeworfen hatte. Oder Angst, zu erfahren, was ich mit ihm machen würde. Was wirklich Inhalt meiner dunklen Träume war, die ich acht Jahre lang in rostigen Betten unter fremden Himmeln geträumt hatte. Endlich zu spüren, wozu ich in der Lage war. Ich weiß es nicht mehr.

Sag's schon, befahl ich ihm in Gedanken, als ich auf die armselige Gestalt in dem Sessel zuing. Sag, was du die ganze Zeit denkst, wozu du mich herbestellt hast. Dass sie gestorben ist, als ich besoffen nach Hause gekommen bin und die Wohnung zerlegt habe. Als sie geheult und sich eingeschlossen hat und dann gestorben ist, in dieser Nacht. Sag, dass ich es war, ich war Schuld. Du nicht, du niemals.

Jahrelang hatte ich ihn geübt, diesen Dialog, ihn immer und immer wieder abgespielt. Ich wollte vorbereitet sein auf diese Aussprache, als hätte ich wirklich damit gerechnet, dass es sie geben würde.

„Du hast mir meine Frau weggenommen“, hatte er immer wieder in meinem Kopf gesagt.

„Es war ein Herzinfarkt.“

„Den hatte sie deinetwegen. Du bist zu nichts in der Lage, als zu brüllen, zu schlagen und zu verlieren. Du hast sie getötet. Deine Gewalt, deine Nutzlosigkeit, dein verpfushtes Leben. Ihr habt sie ins Grab gebracht.“

„Wie der Vater so der Sohn, Papa. Was hätte ich von dir schon anderes lernen können?“

Dieser Satz war immer das Ende. Wie er darauf reagieren würde, konnte ich mir nie ausmalen.

Minuten vergingen, doch er legte nichts nach. Kein Wort, kein Seufzen, kein Vorwurf. Ich drehte mich um, es gab nicht mal einen Blick. Das machte mich noch wahnsinniger. Und es sah ihm so ähnlich. Nicht mal diese Gelegenheit wollte er mir lassen, endlich alles herausbrechen zu lassen, mich zu befreien. Kurz bevor ich mich seiner Anklage zu Wehr setzen konnte, stoppte er sie.

Ich war in zwei Schritten bei ihm, stand über ihm und ließ mich zwischen seinen Haarsträhnen durch von den wässrigen Augen anstarren. Es war nicht mehr viel übrig von dem Mann, der mich als Kind von allen Vätern am Spielplatz am höchsten in die Luft werfen und wieder fangen konnte, der am schnellsten mit mir auf Bäume klettern konnte, der seine Frau mit einer Hand fast zur Unbeweglichkeit festhalten konnte, während er mit der anderen eine Tür einschlagen und ein Bett zur Seite zerren konnte, unter dem ein Junge lag. Ich war ihm schon lange gewachsen. An dem Tag, als ich ging, hätte ich ihn besiegen können. Mittlerweile hatte er keine Chance mehr gegen mich. Das wusste er. Und trotzdem war keine Angst in seinen Augen, als sich meine Hände anspannten. Er verhöhnnte mich nur mit seinem ausdruckslosen Blick. Ich war es ihm nicht wert, eine Regung auszulösen.

Ich schaute an ihm herunter und mein Blick fiel auf sein leeres Handgelenk. Dort hatte er seine Uhr getragen, die er mal von seinem Vater geerbt hatte. Ich kannte den Mann nicht, er war schon lange tot und mein Vater hatte nie von ihm erzählt. Er hatte die Uhr getragen, seit ich denken konnte. Sie musste wohl vor Kurzem kaputt gegangen sein, denn auf seiner Haut war noch ein weißer Streifen.

Ich ließ meine Hände sinken und mich erschöpft auf das Sofa neben ihm fallen.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).